

Ein Bild über den Verlauf der äußeren Eindrucksbildung und Eindrucksbildung unserer Heimat haben wir im Vorstehenden entworfen. Es bleibt nun aber noch die Frage zu beantworten, in welcher Weise die Boten des Evangeliums ihr Werk an den heidnischen Völkern ausgerichtet haben. Leicht war die Arbeit nicht. Das Werk ging nur langsam von statten. Bei den zu bekehrenden Menschen war die Auffassungsgabe gering. Bei den Brüdern des Christentums mangelte es an nötigen Geldern und an der erforderlichen Zurückkunft für den Beruf, und nicht minder mangelte es an der Kenntnis der wendischen Sprache, die doch nötig war, um sich dem heidnischen Volk verständlich zu machen und ihm die großen Taten Gottes in seiner Sprache zu ver-

kündigen. In Hinsicht der Sprache erhebt Boso, der Bischof von Merseburg die Klage, daß die Wenden, die er das Kyrie eleison gelehrt habe, hartnäckig Kyrku olsa, das heißt „Im Busch die Erle“ sängen.

Die Bekehrung der Wenden ist nicht, wie es Karl der Große den Sachsen gegenüber getan hat, mit Gewalt erfolgt. Zwang und Nötigung werden aber hier und dort auch nicht gefehlt haben. Der Aufnahme in die christliche Kirche ging ein Unterricht, wenn auch oft ein recht kurzer und unvollkommener, voraus. Die Taufe folgte so schnell wie möglich. Auf eine innere Bekehrung wartete man nicht. Auf die Taufe erfolgten die Ermahnungen zur Glaubenstreue, zu sittlichem Leben, zur Beobachtung der kirchlichen Satzungen, zur Beseitigung der Leichenverbrennung und christlichen Bestattung, zur Einhaltung des regelmäßigen Abendmahlbesuchs (viermal jährlich), zur Entrichtung des Zehnten und anderes mehr. Die Bekehrung zum Christentum war also recht äußerlicher Art, sie bestand in der Hauptsache in der Zueignung christlicher Sitten und Gebräuche, sowie in der Beugung unter die kirchlichen Satzungen und Ordnungen.

Die gottesdienstlichen Feiern konnten den neuen Gläubigen auch nicht viel geben, geschweige sie in ihrem Christentume fördern. Die Gotteshäuser, anfänglich nur aus Holzwerk gefügte Kapellen, waren so klein, daß die Gemeinde am Gottesdienst überhaupt nicht teilnehmen konnte. Der Priester hielt drinnen die Messe, und das Volk stand während der feierlichen Handlung draußen und wartete des Segens, den der Priester von der Kapellentür aus erteilte. So ist es sicherlich bis ins 13. Jahrhundert hinein in unserer Heimat gewesen. Die Wortverkündigung trat vollkommen in den Hintergrund. Das Volk hatte ja auch an den magischen Kräften und ihrer zauberhaften Wirkung genug, die es im Christentum, ebenso wie in ihrer heidnischen Religion vordem, zu finden meinte. Um den Heiden das Christentum leichter annehmbar zu machen, hatte man heidnischen Brauch christlich umgedeutet und heidnischen Dingen ein christliches Gewand angetan. Heidnische Opferstätten wandelte man in christliche Andachtsstätten um. So stehen denn viele unserer alten Kirchen auf Stätten, die den Heiden heilig waren, auf Opfer- oder alten Gräberstätten. An Stelle der Gözenbilder errichtete man christliche Bildstätten von Heiligen mit Altären und Reliquien. Die heidnischen Götternamen gingen auf und verschwanden in Namen von christlichen Heiligen. Ein Swantewitt wurde zu einem St. Veit. Die Siva wurde in eine Sibylla umgewandelt, wie der Sibyllenstein bei Elstra, vorher der Siva heilig, deutlich zeigt. Auf dem Jungfernberg bei Leipzig mußte dieselbe Göttin der Jungfrau Maria weichen. Die Mara, die schwarze Todesgöttin, wies schon mit ihrem Namen auf die heilige Maria hin. Das schwarze Muttergottesbild im Kloster Marienstern deutet ebenfalls auf solchen Ursprung. Heidnische Opferschmäuse wurden in christliche Festlichkeiten, denen Gastereien sich ganz von selbst anschlossen, umgewandelt. So entstanden die Kirmessen, die gerade in unserer Gegend in regelmäßiger Wiederkehr seit alten Tagen gefeiert werden. Man hatte ihnen den Sinn der Kirchweihfeste gegeben. Kein Wunder, wenn der Wende aus seiner heidnischen Anschauung heraus noch weitergehend Christliches mit Heidnischem verband, ja geradezu vertauschte, wenn er in den christlichen Segensformeln die magische Kraft der alten, heidnischen Zaubersprüche wiederfand und im Kreuz ein Bann-, Schutz- und Segenszeichen hatte.

Die Einschristlichung der Wendenlande ist nicht leicht und glatt vons-
tatten gegangen. Bedenken wir doch, daß es um die Wendenlande in
einem Kampfe ging, der Jahrhunderte dauerte. Von der Macht des
weltlichen Armes und der Kraft des Schwertes hing Gedeih und Ver-
derben des Christentums in den Wendenlanden ab. Siegte die deutsche
Macht, dann hatte das Evangelium freie Hand, war der Wende wieder
Herr seines Landes, dann wehe dem Christentume. Es hat Zeiten ge-
geben, wo die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg, sowie selbst
der Erzbischof von Magdeburg ihre Sitze verlassen und in der Ferne
zuwarten mußten, bis das Schwert ihnen wieder den Weg zur Rückkehr
frei gemacht hatte. Siegend und plündernd waren die Wenden oftmals
weit ins Land hinein über die Elbe hervorgestoßen. Solche Zeiten ver-
nichteten das, was das Christentum in mühsamer Arbeit aufgebaut hatte.
Im Süden der Wendenlande brachen die Böhmen ein und verwüsteten
die deutschen Marken bis nach Thüringen hin. Wie die Bischöfe in den
nordwärts gelegenen Gebieten, mußte auch der Bischof von Meißen die
Flucht ergreifen. Auf die Böhmen folgten die Polen. Boleslaus
Chrobri eroberte (1002) die Stadt Bauzen und wurde Herr des Mil-
ziener Landes. Seine kriegerischen Unternehmungen reichten bis an
die Elbe und darüber hinaus. Meißen fiel in seine Hand. Sein Sohn
Mizislaus führte den Krieg gegen die Deutschen weiter, mußte aber
das Milziener Land und die Niederlausitz, die 1018 im Frieden von
Bauzen seinem Vater als deutsches Lehn überlassen worden waren,
wieder 1031 zurückgeben. Obwohl die Böhmen- und Polenherzöge
Christen waren, hat das Christentum in der Lausitz doch viel Schaden
erlitten. Es war eine Zeit, die zum Abfall vom christlichen Glauben
günstig war.

Wir gehen ein Jahrhundert in der Missionsgeschichte weiter.
140 Jahre schon bestand das Erzbistum Magdeburg, der Hort der
Wendenmission, und noch länger bestanden Havelberg und Branden-
burg, zwei Bistümer mitten in wendischen Landen — und siehe, was
wurde nötig! Zu einem Kreuzzuge wider die nördlichen Wenden mußte
aufgerufen werden (1107). Der Aufruf lautet:

„Schon längst durch vielfache Bedrückungen der Heiden belastet,
rufen wir euer Mitleiden an, daß Ihr der Verwüstung Euerer und
unserer Kirche mit uns abhelft. Die grausamsten Heiden, Männer ohne
Mitleid, haben sich gegen uns aufgelehnt und die Übermacht erhalten.
Sie haben die Kirchen durch Gözendienst entweiht, die Altäre zerstört,
und was sich das menschliche Ohr zu hören scheut, uns anzutun nicht ge-
scheut. Oft fallen sie in unsere Bezirke ein, schonen keinen, rauben,
morden, zerstreuen, fügen ausgesuchte Martern zu und opfern die Köpfe
der Gefangenen ihren Götzen . . . „Die Köpfe,“ so rufen sie bei ihren
Gelagen, „will unfer Pripegala, dem Opfer gebracht werden müssen.“
Haben sie dann vor seinen Altären enthauptet, so feiern sie einen
Tag der Freude und rufen mit schrecklicher Stimme heulend: „Christus
ist besiegt, der siegreiche Pripegala hat den Sieg davongetragen!“
. . . Darum nehmt ein Beispiel an den braven gallischen Kreuzfahrern,
schreit mit uns in die Kirchen, ruft die Gemeinden zusammen, versammelt
das Volk, verkündigt unsere Not und schafft uns Gehör. Weiht den
Krieg, erweckt die Helden! . . . Zu dem Kriege bietet der König der
Dänen mit seinem Volke die Hand. Auch andere Fürsten sind bereit.
Der mächtigste Helfer aber wird unser König sein. Am Sonnabend der

Betwoche versammeln wir uns in Merseburg, und überall im östlichen Sachsen werden Sammelplätze sein . . .“

Das war auch jene Zeit, wo in unserer Heimat der heidnische Götzendienst wieder zur Macht kam, also zu einer Zeit, da Meissen schon fast 150 Jahre sein Bistum hatte. In einem Bericht hierüber heißt es: „Die Wenden in der Oberlausitz traten ab von dem Glauben und setzten wieder auf ihren alten Abgott, der Flins hieß . . . Da zog Herzog Lothar und Bischof Adeltot von Magdeburg und verführten den Abgott aufs neue in dem Lande der Lausitz, wo eitel Wenden waren.“ —

In der Folgezeit hören wir nichts mehr von einem offenbaren Rückfall ins Heidentum.

8.

Wenn das Christentum im Wendenlande so schwer Fuß fassen und sich durchsetzen konnte, so hatte das seinen tieferen Grund und tiefere Ursache. Sicherlich hätten die Wege des Evangeliums zu den Herzen der Wenden offen gestanden, wenn die Boten des Evangeliums in gleicher Weise zu den Wenden gekommen wären, wie einst zu den Deutschen, oder wie in Cyryll und Methodius zu den Mähren und Böhmen und auch zu den Wenden in der Zittauer und Görlitzer Gegend, nämlich auf friedlichem Wege, nicht vor und hinter sich die weltliche Macht, — und wenn sie gekommen wären in der Sprache des Volkes und Landes. Die Gottesvorstellungen der Wenden — der eine höchste Gott, der Gott des Lichtes, — wie die religiösen Anschauungen derselben überhaupt, waren doch Dinge, zu denen und von denen sich von und zum Evangelium leichtiglich hätten Brücken schlagen lassen. Aber als die heidnischen Wenden sahen, daß es letzten Endes um ihre Freiheit und ihr Volkstum ging, widersetzten sie sich sowohl dem Joch, das ihnen der fremde Gewalthaber aufzuzwingen gedachte, als auch dem Joch, das der Weltheiland den Menschen auferlegt. Es widerstrebte ihnen, das Christentum von der Mutter „mit den blutigen Händen“ anzunehmen. Und blutig waren die Hände geworden in den Jahrhunderte währenden Kämpfen, in Kämpfen, die mit furchtbarer Erbitterung auf beiden Seiten geführt wurden, und die an Rache und Grausamkeit, an Tücke und Totschlag, an Wut und Vernichtung hier wie dort Schändliches zuwege gebracht haben. Das verschloß die Herzen gegen das Christentum. Und konnte gegen die Bringer des Christentums etwa das freundlich stimmen, wenn dieselbe Hand, die auf der einen Seite das Christentum beschützte, auf der anderen Seite ieblos und herzlos den Leuten ihren Besitz wegnahm, Häuptlinge aus ihren festen Wohnsitzen vertrieb, deutsche Zwingburgen und Burgwarde daraus machte und die Bewohner ringsum zu Hörigen und Sklaven erniedrigte oder die Bewohner von ihrem Grund und Boden ohne weiteres wegjagte, um landsfremde Kolonisten anzusiedeln? Was Wunder, wenn die Wenden — im großen wie im kleinen — „die christlichen Glaubensboten als Pionier der Knechtung“ ansahen und ihnen das Vertrauen versagten? Zudem hingen die Wenden an ihrem von den Vätern ererbten Gottesglauben mit einer Festigkeit und Zähigkeit, die nicht so leicht zu brechen, noch zu überwinden war. Schon längst hatte das Christentum im Lausitzer Lande die Herrschaft angetreten, aber es lebte und webte noch viel Heidentum im stillen fort, ja hatte sich mitten im Christentum heimisch gemacht und herrschte mit seinem Aberglauben, seinen Sitten

und Gebräuchen im Volke weiter. Man läßt die Zeit der Einchristlichung der Oberlausitz mit dem Jahre 1000 anfangen und mit dem Jahre 1200 schließen. Und nicht Unrecht dürften die haben, die hinzusetzen, daß das alte Land der Milziener erst mit der Reformation ein christliches geworden ist.

Schriftennachweis:

Mottrott, Aus der Wendenmission.
Kschizan, Ze Serbow zańdzenosće.
Codex dipl. Lusatiae superioris.

Wenn du noch eine Heimat hast.

Wenn du noch eine Heimat hast,
so nimm den Ranzen und den Stecken
und wandre, wandre ohne Rast
bis du erreicht den teuren Flecken!

Und strecken nur zwei Arme sich
in freud'ger Sehnsucht dir entgegen,
fließt eine Träne nur um dich,
spricht dir ein einz'ger Mund den Segen:

Ob du ein Bettler, du bist reich,
ob krank dein Herz, dein Mut beklommen,
gesundest wirst du allsogleich,
hörst du das süße Wort: Willkommen!

Und ist verweht auch jede Spur,
zeigt nichts sich deinem Blick, dem nassen,
als grün herab ein Hügel nur
von allem, was du einst verlassen, —

O nirgend weint es sich so gut,
wie weit dich deine Füße tragen,
als da, wo still ein Herze ruht,
das einstens warm für dich geschlagen.

Albert Träger.

Die Wenden im Kreise Hoyerswerda.

Von Pastor Wendt = Schwarzkollm und Lehrer Petschik = Zerre.

Der Osten des Kreises Hoyerswerda, etwa von der Linie Großpartwitz, Geierswalde, Täßschwiz, Schwarzkollm, Zeißholz ab ostwärts, ist von Wenden bewohnt, eines Gliedes jener großen slawischen Völkerfamilie, die einst das Land von der Elbe bis zur Oder besaß. Es mögen heute noch etwa 65 Ortschaften im Kreise Hoyerswerda sein, die als wendisch zu bezeichnen sind. Die Zahl der Wenden zählt man auf etwa 12—15 000. Heute ist es insbesondere die mächtig vorwärts schreitende Industrialisierung des Kreises, welche die Grenzen des Wendenlandes immer mehr einengt, aber auch die nicht zu umgehende tägliche Berührung mit der übermächtigen deutschen Kultur, deren Zentrum für den Kreis Hoyerswerda die Stadt Hoyerswerda ist. Auf die neuerdings stark hervortretende Bewegung unter den Wenden gegen weitere Germanisierung sei hier nur hingewiesen.

Die Wenden unterscheiden sich von den Deutschen durch Sprache, Tracht, Sitten und Gebräuche, Sagen.

1. Die Sprache.

Die Wenden unseres Kreises, namentlich die heranwachsende Jugend, verstehen und sprechen alle deutsch. Es ist aber nur natürlich und selbstverständlich, daß sie unter sich wendisch sprechen und ihre Muttersprache vor jeder anderen Sprache lieben. Allerdings ist ihre Sprache schon sehr von deutschen Worten durchsetzt. In ihrer reinen Form, wie man sie in und um Bauzen spricht, ist sie wohlklingend und bietet Schönheiten und Formen, die an die alten klassischen Sprachen anklagen. Der Sprachforscher, der sich mit ihr abgibt, hat seine Freude daran. Als slawische Sprache hat sie für den Nichtslawen auch ihre Schwierigkeiten. Schwierig ist der Gebrauch des Zeitwortes und für fremde Zungen die Häufung der Konsonanten. Interessant ist, daß die wendische Sprache noch den alten Dual (Zweizahl), der in den meisten Sprachen verloren gegangen ist, hat, und daß der Ton immer auf der ersten Silbe ruht, was ihr etwas Rhythmisches verleiht. Bemerkenswert ist noch, daß die wendische Sprache als solche in zwei Dialekten auftritt, dem niederlausitzer, welcher in der Gegend von Rottbus und dem oberlausitzer, welcher in der Gegend von Bauzen am reinsten gesprochen wird. Der zwischen diesen beiden Zentren liegende Kreis Hoyerswerda geht im Norden, z. B. in Großpartwitz, Täßschwiz, Bluno und Sprewitz schon stark in die niederlausitzer Mundart über.

Auch literarisch bietet die wendische Sprache der Oberlausitz manches Interessante. Auf die Geschichte der wendischen Literatur einzugehen ist hier nicht der Ort. Ein Name aber muß im Heimatbuche genannt werden: der Name des heimatlichen ersten wendischen Dichters, des Pfarrers Andreas Seiler in Lohsa, wo sich auch sein Grab befindet (1804—1872). Seine volkstümlichen Lieder, gesungen nach den slawisch-ernsten Melodien des wendischen Komponisten Kantors Razer (1822—1904) sind unter den Wenden außerordentlich beliebt und gerne gesungen. Musikfreunden kann nur empfohlen werden, sich diese Schätze einmal anzusehen.

2. Die Trachten.

Die alte wendische Männertracht ist verschwunden. Vor etwa 40 Jahren konnte man noch einzeln alte wendische Männer in ihrer alten Tracht sehen. Am längsten hat sich die blaue Schürze erhalten. Auch Frauen und Mädchen haben in vielen Dörfern unseres Kreises



Wendisches Brautpaar mit 6 Trauzeugen.

die alte Nationaltracht abgelegt, so in den Kirchspielen Lohsa, Uhyst, Großsärchen, Königswartha, also gerade dort, wo das Wendentum noch vorherrscht. Erhalten geblieben bis auf den heutigen Tag ist die wendische Frauentracht in den Dörfern der Kirchspiele Hoyerswerda, Spreewitz, Bluno, Großpartwitz, Geierswalde, Täzschwitz, Laubusch, Schwarzkollm, also gerade da, wo das Wendentum gefährdet ist, und in den katholischen Dörfern um Wittichenau.

Die Tracht der katholischen Wendinnen unterscheidet sich wesentlich von der der evangelischen. Man muß einen Unterschied machen zwischen der Wochentagstracht, der Sonntagstracht und der Festtagstracht. Am meisten Interesse erregt natürlich die Festtagstracht. Der Hochzeitszug evangelischer Wenden bietet ein buntes Bild. Die Braut: ein weißes Tuch um die Schultern, ein Myrtensträußchen am Mieder, an der Stirn geschmückt zum Zeichen der Ehrbarkeit mit dem Slobornick, einem Geschmeide aus Gold, bestehend aus kleinen Sternchen. Früher trug die Braut statt des Verlobungsringes ein Fädchen aus grüner Seide um das linke Handgelenk. Der Bräutigam: einen Zylinderhut, der sonst bei den Wenden nicht üblich ist, im Kopfsaar als Zeichen der Ehrbarkeit ein Kränzchen von grüner Seide. Die 2 Brautjungfern mit einem Glasperlenschmuck am Mieder. Die beiden Brautführer im Gehrock mit bunten Tüchern geschmückt, am Zylinderhut bunte Seidenbänder und Strauß, in der Hand einen händergeschmückten Stock. Die Samama (Vertreterin der Brautmutter) ähnlich gekleidet wie die Brautjungfern. Den Zug führt der Hochzeitsbitter (Braschka), an der Mütze einen

Strauß, am Rock ein buntes Tuch, in der Hand einen Stock mit grünen Bändern. Der kostbare Stirnschmuck der Braut und der Glasperlenschmuck der Brautjungfern sind im Besitz nur einiger Familien, die diese Gegenstände bei Hochzeiten leihen. Bei Laufen kleiden sich die jungen Mädchen im Patenamnt ähnlich wie die Brautjungfern, nur daß sie ein weißes Spitzenhäubchen tragen und eine seidene Schürze. Die bloßen Arme sind bis zum Ellenbogen mit weißem Spitzenmittel geziert. Der Rock ist rot, über dem Busen wird ein buntes Tuch kunstvoll gefaltet, wozu viel Stecknadeln nötig sind. — Die Trauerfarbe ist weiß. Vor dem Weltkriege war es z. B. in Schwarzkollm noch Sitte, daß bei Begräbnissen die nächsten weiblichen Angehörigen in einem weißen Tuche, das die ganze Gestalt vom Kopf bis zu den Knöcheln umhüllte und nur einen Teil des Gesichts frei ließ, hinter dem Sarge schritten. Jetzt ist das Zeichen tieffster Trauer nur das weiße Kopftuch. An seine Stelle tritt im Laufe der Wochen das weiße Stirnband, später ein dunkles. Ueberhaupt ist die Festtracht nicht in allen Kirchspielen völlig einheitlich, sondern vielfach in Form und Farbe verschieden.

Die Sonntagstracht bestimmt der Charakter der kirchlichen Zeit. An den ersten Feiertagen und erstnen Festen herrscht die grüne Farbe vor, an den zweiten Feiertagen und frohen Festen die rote. Die Frau trägt das Nieder mit grünen Knöpfen, das Mädchen ein buntes Tuch. An den Wochentagen ist die Tracht einfach, immer aber, auch am Sonntage, Sommer und Winter, auch des Nachts im Schlaf ist der Kopf der Wendin bedeckt mit einer fest anschließenden Haube, unter welcher die Haare in Zöpfen fest zusammengebunden werden und welche nur über der Stirn ein sorgfältig gescheiteltes Haar freiläßt. Originell ist, daß auch die kleinen Kinder, so bald sie laufen können, dieselbe Tracht tragen, wie die Erwachsenen. Man sieht hier und da noch kleine Jungen mit der blauen Schürze. Eine Schar kleiner Mädchen aber, alle in der gleichen Tracht der erwachsenen Mädchen, ist ein überaus niedliches Bild.

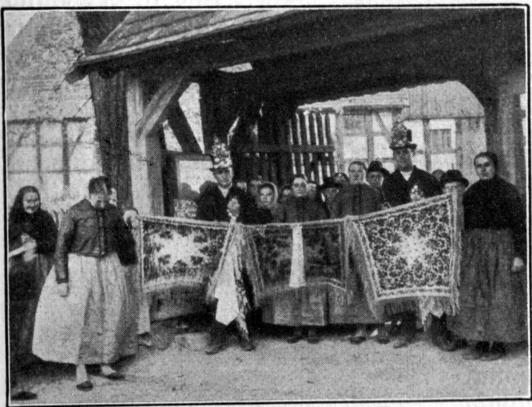


Hochzeitstanz.

3. Sitten und Gebräuche.

Die Sitten und Gebräuche der Wenden gehen ins einzelkste, so daß hier nur das wichtigste angeführt werden kann. Eins muß vor allem für Beurteilung und Verständnis der wendischen Sitten und Gebräuche festgehalten werden: Das gesamte Leben der Wenden, sowohl des Einzelnen von der Wiege bis zum Grabe als auch das Volksleben in allen seinen Ausartungen bis ins kleinste hinein ist getragen von ernstem, festem, unantastbarem kirchlichem Sinn, womit natürlich nicht

gesagt ist, daß äußere Kirchlichkeit immer auch innere religiöse Ergriffenheit voraussetzt. Alle Sitten, Gewohnheiten, Gebräuche haben einen kirchlichen Einschlag. „Der Höchste (Gott) helfe“, so grüßt der Wende den Wenden, so antwortet der Begrüßte. „In Gottes Namen“ spricht der Scheidende und der Zurückbleibende. „Willkommen von Gottes Wort“ rufen die Kirchgänger nach dem Gottesdienst sich zu. „Gott gebe Glück“ so heißt es, wenn einer den anderen auch ein rein weltliches Geschäft beginnen sieht. Die schöne Sitte der wendischen Mädchen, an gewissen Sonntagen und Feiertagen singend langsam durchs Dorf zu ziehen, während die Hausbewohner in den Gesang der Vorüberziehenden einstimmen, wird leider immer mehr beeinträchtigt durch spöttische Zurufe Fremder, ebenso wie das früher selbstverständliche Entblößen des Hauptes beim Anschlagen der Betglocke. Gehalten hat sich die Sitte des Osterfingens. In der Osternacht treten die Mädchen unter Leitung ihrer Kantorka (Vorführerin, die auch die Neukonfirmierten in die Gefänge einzuführen hat) zusammen und ziehen singend durchs Dorf, in manchen Orten bis aufs Feld, während



Das Aufhalten des Hochzeitzuges durch junge Mädchen.

die Burschen die Glocken läuten. Nach stundenlangem Singen schließt der Umzug mit kurzem Gebet. In Schwarzkollm sind die Mädchen in weiße Tücher gehüllt, in der Hand die Lahma, ein fast geisterhafter aber ergreifender Umzug. Es werden dabei auch alte, sonst nicht mehr bekannte Melodien und Lieder gesungen, die in alten von früheren Festen niedergelegt sind. Das berühmte Osterreiten in Witzichenau bedarf einer besonderen Beschreibung.

Ostern verkündet neues Leben nach langem Todeswinter. Wer freut sich nicht, wenn der Mai, wendisch der Rosenmonat, kommt. Um Hoyerswerda und weiter nach Osten zu stellen die Dorfburschen die Maistange auf, deren Spitze mit einem Kranz und einigen von den Mädchen gestifteten Tüchern geschmückt ist. Versuchen auch die Burschen der Nachbargemeinden, die Stange zu fällen, es gelingt ihnen selten. Das Abnehmen der Maistange nach einigen Wochen ist ein Festtag ersten Ranges. Unter Musit fällt die Stange. Der Bursche, der als erster eines der Tücher zu fassen bekommt, wird in diesem Jahre glücklicher Bräutigam.

Der Sommer bringt manches frohe Fest: Ringreiten, Hahn-schlagen, Kränzchengreifen, Sackhüpfen, Eiergreifen. An jedes Fest schließt sich der Tanz an. Die jetzigen neuen Tänze kennt der Wende nicht. Er tanzt seine alten wendischen Tänze weiter. Oft genug noch tanzen die Mädchen barfuß nach alter Weise mit Sauchzen und Hüpfen. So vergeht der Sommer. Aber auch der Winter hat seine Freuden. Er setzt ein mit der Kirmes. Dann kommen die Spinnstubenabende. In einer gemieteten Bauernstube sammeln sich die Mädchen jeden Abend

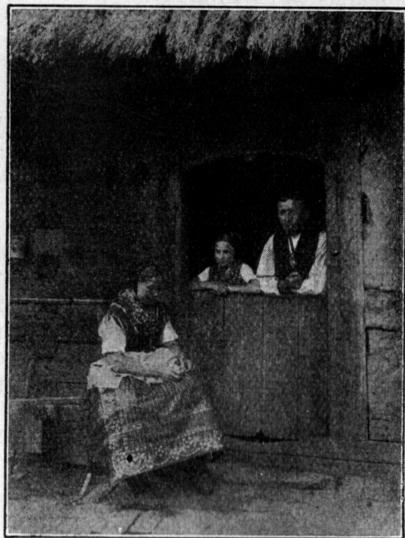
und spinnen, fröhliche und ernste Lieder singend beim Surren der Räder. Den Schluß des Winterspinnens bildet der Spinnball. Das wichtigste Winterfest aber ist die Fastnachtsfeier mit Tanz, Mummen-schanz und Essen, das im Dorfe, hier und da noch unter Begleitung des Dudelsacks, zusammengefochten wird.



Mädchen, die den jungen Eheleuten Lieder singen.

Kana, die überhaupt bei jeder Hochzeitsfeier dem Wenden vorschwebt. Er ordnet und leitet die ganze Feier. Seine Arbeit ist eine vielseitige. Da sich nicht jeder darauf versteht, ist seine Tätigkeit fast zu einem Geschäft geworden. Es gibt nur eine geringe Zahl solcher Männer. Um Hoyerswerda herum mögen es zur Zeit nur zwei sein. Tritt der Braschka ins Haus, so sammeln sich auf seinen Gruß die Familienmitglieder. Ein ernster Augenblick. Mit freundlichen, aber ernststen Worten und in feststehenden Redewendungen bittet der Braschka die einzelnen Familienmitglieder zur Hochzeit. Ist er so von Haus zu Haus, von Ort zu Ort gegangen, so liegt ihm nur die Verpflichtung ob, die Hochzeit vorzubereiten, Vieh zu schlachten, Tische und Stühle herbeizuschaffen, die Tafel zu ordnen usw., wobei ihm die Brautdiener helfen müssen. Der Hochzeitstag ist herangekommen. Der Braschka holt den Bräutigam von dessen Elternhause ab, dankt im Namen des Bräutigams den Eltern für die Erziehung, für alle erwiesene Liebe, Mühe und Arbeit und bittet um Verzeihung etwaiger Verfehlungen, damit der junge Mann mit reinem Herzen an den Traualtar treten kann. Mit einem Gotteswort oder einem Liedervers wird das Haus verlassen. Im Braut Hause spielt sich

In den Winter fallen ja auch die meisten Hochzeiten, die ganz besonders von alten Sitten und Gebräuchen umrahmt sind. Da erscheint plötzlich eines Sonntags in den Familien, die zur Hochzeit geladen werden sollen, ein Mann, geschmückt an der Mütze mit einem Strauß, am Rock mit einem bunten Tuche und in der Hand einen mit grünen Bändern gezierten Stock, der Hochzeitsbitter, der Speisemeister aus der biblischen Hochzeit zu



Bauernhaus mit seinen Bewohnern.

nun ein scherzhafter Vorgang ab. Der Braschka mit dem Bräutigam findet die Tür des Brauthauses verschlossen. Auf sein Klopfen fragt man von drinnen, wer da sei. Der Braschka antwortet, daß er einen Bräutigam bringe, der die Braut suche. Zunächst Abweisung, dann oft langes Verhandeln. Schließlich schickt man eine alte Frau oder ein Mädchen hinaus, die aber der Braschka abweist, bis ihm dann endlich unter allerlei Scherzen Einlaß gegeben wird. Nun folgt eine ernste Szene. Ganz schon im Sinne einer Trauredede hält der Braschka eine ernste Ansprache, anschließend an die Hochzeit zu Kana, voll Ermahnungen an den Bräutigam und die Braut. Alles weint, nimmt Abschied, denn nun geht es zur Fahrt oder zum Gange in die Kirche. Der Bräutigam hat sich zwei Brautführer (Towarsch), die Braut zwei Brautjungfern (Druschka) erwählt. Vater und Mutter der Braut gehen nicht mit in die Kirche. Für den Vater geht mit der „Sana-na“, für die Mutter die „Samama“, meist aus der Zahl der Paten gewählt. Die Trachten in dem bunten Zuge sind schon beschrieben. Muß mit dem Wagen gefahren werden, sind auch die Pferde, die Schellengeläute tragen, und Wagen geschmückt. Die Musikkapelle zieht voran. Geht der Weg durch ein anderes Dorf, müssen die Brautdiener die herbeieilenden Bewohner mit einem Trunk erquicken. In der Kirche stellt sich alles in einer bestimmten Ordnung auf. Auch die Brautleute stehen. Die Trauredede ist meist noch wendisch. Doch wird oft schon, weil Deutsche unter den Gästen sind, die deutsche Trauredede begehrt, was das ganze originelle Bild stört. Auf dem Heimwege darf der Bräutigam, der bis dahin



Beim Dengeln der Sense.



Auf dem Kartoffelacker.

die Braut nicht berühren durfte, seine junge Frau umfassen. Die Dorf-mädchen aber sperren den Zug mit einer bändergeschmückten Leine und weichen nicht, bis der Braschka unter Scherzen das junge Paar losgekauft hat. Ist die Kirche nicht im Dorfe, so folgt dem Zuge ein Wagen mit der Ausstattung, Möbeln und Betten, auf dem eine Frau sitzt. Am Dorfeingange reichen die Brautführer den Gästen den Willkommenstrunk, nachdem sie dreimal mit dem Krüge unter Peitschenknall den Festwagen

umlaufen haben, worauf sie den leeren Krug an den Speichen in Scherben werfen. Dann führen sie die Pferde des Bräutigams. Zu Hause angekommen, gilt der erste Gang der jungen Frau als der künftigen Wirtin dem Vieh im Stall.



Auf dem Kartoffelacker.

Im Hause finden oft scherzhafte Szenen statt, wie schon beschrieben. Die Tür öffnet sich, und unter dem Gesange eines Chorals überschreitet man die Schwelle. Wiederum folgen Mahnungen des Braschka zum Gottvertrauen, zu liebevollem Dienst an den alternden Eltern in der schweren Erntezeit und in der Krankheit, zur Mildtätigkeit gegen Notleidende usw. Das junge Paar wird beglückwünscht, das Dienstpersonal erhält Geschenke, auch Speisen, die, soweit sie nicht verbraucht werden, an die draußen vor den Fenstern stehenden Zuschauer verteilt werden. Der Braschka führt das junge Paar singend oder betend an seinen Platz, klopft mit dem Messer auf den Tisch und spricht das Tischgebet, das immer mit dem Sprüchlein schließt, daß jeder beim Essen der

Erste und der Letzte sei. Die Speisen und die Speisefolge sind bei jeder wendischen Hochzeit dieselben. Biersuppe, Grüze mit heller Fleischbrühe, Rindfleisch mit Meerrettich usw. Was nicht gegessen wird, darf mit nach Hause genommen werden. Braschka und Towarsche tragen auf und nötigen, fleißig zuzulangen. Draußen vor den Fenstern aber singen die Freundinnen der jungen Frau zum Abschiede fromme Weisen und erhalten dafür durchs Fenster Speise und Trank. Die Brautdiener dürfen nur essen, was die Brautjungfern ihnen reichen. Die letzteren tragen durch plötzliches Aufstehen und Tuscheln zur Unterhaltung bei. Sanana und Samama verhalten sich auffallend still. Nach dem Essen geht es zum Tanz. Zunächst ein feierlicher Augenblick und ein merkwürdiges Bild: Die 9 Tänze. Der Bräutigam, auf dem Kopfe den Zylinderhut, setzt sich auf einen Stuhl am Rande der Saalbühne und sitzt dort mit ernstem Gesicht allein, wie von allen verlassen. Der Braschka geht ernst zur Braut und tanzt würdevoll mit ihr drei Tänze, und zwar alle wendischen Tänze.



Der fast 90 Jahre alte Nachtwächter, Totengräber und Kirchendiener Lehmann in Bluno.

Dann tanzen die Brautdiener abwechselnd ebenfalls mit der Braut, während der Braschka mit den beiden Brautjungfern tanzt und der Sanana mit der Samama. Im ganzen sind es 9 Tänze, die ernst und feierlich vor

Gästen und Zuschauern ohne jede Beteiligung des ernst zuschauenden Bräutigams getanzt werden. Es sind wohl Abschiedstänze; denn nun geht es rasch mit Musik nach Hause, die Frauen nehmen der Braut, die nun aus der Jugend ausscheidet und in ihre Mitte tritt, den kostbaren Puz ab und kehren mit ihr in einfacher Frauentracht zurück, worauf der allgemeine frohe Tanz beginnt. Am zweiten Tage wiederum Essen, zu dem die Gäste mit Musik zusammengestellt werden, wobei nun aber die jungen Eheleute bedienen müssen, und wiederum Tanz. Am zweiten Tag erfolgt auch die feierliche Überreichung der Geschenke. Das junge Paar sitzt feierlich an einem mit brennenden Lichtern besetzten Tisch. Der Braschka ermahnt die Gäste unter Hinweis auf Jesu Wein- geschenke bei der Hochzeit zu Kana, die jungen Anfänger mit Gaben zu unterstützen, das junge Paar aber ermahnt er, sich nicht auf Geschenke zu verlassen, sondern auf Gott. Er nimmt die Geschenke entgegen und überreicht sie dem jungen Paar. Zum Dank erhält der Geber einen Trunk und einen Gruß seitens der Musik. Mancherlei Scherz ist mit dem Überreichen der Geschenke verbunden. Dem Braschka und den Brautdienern bleibt zum Schluß die Aufgabe, im Hochzeits- hause wieder abzuräumen und aufzuräumen.

Bei Taufen geht es ähnlich zu. Auch bei den Wenden ist es Brauch, daß die Paten die Paten- kinder bis zur Konfirmation all- jährlich zu Ostern mit bunten Eiern beschenken. Diese mit aller- lei Figuren geschmückten Oster- eier sind oft kleine Kunstwerke und als Sehenswürdigkeiten be- kannt. Die Konfirmation ist für die Wenden ein ernster Tag. Früher war es Sitte, daß Neu- konfirmierte, welche zum ersten Male ein Patenamnt übernehmen sollten, beim Pfarrer sich einer Prüfung auf ihre Würdigkeit unterziehen mußten.

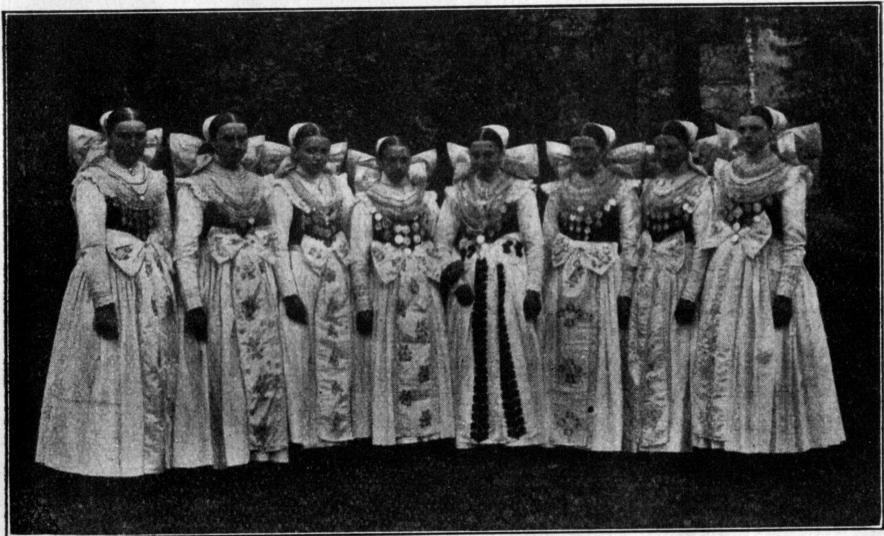


Wendisches Brautpaar
aus der Gegend von Wittichenau.

Noch manche zum Teil im Verschwinden begriffene Sitten und Gebräuche wären zu verzeichnen, z. B. bei Bränden das Abfingen von Chorälen an der Brandstelle durch die Mädchen, ferner der „müfte Abend“, an dem bei Todesfällen die Frauen im Trauerhause vor der Leiche stundenlang Trauerlieder singen, das „Leichenessen“ nach dem Begräbnis mit seinem Schluß, dem Singen von Trauerliedern usw. Aus allen Sitten und Gebräuchen aber spricht kirchlicher Sinn. Das gesamte Volksleben der Wenden steht unter dem Einfluß der Kirche.

Das wendische Eiermalen.

Einer Sitte, die sich wohl auch noch anderwärts findet, aber unter den Wenden eine besondere Ausgestaltung erfahren hat, mag noch gedacht werden, nämlich des Eiermalens zu Ostern. Am Osterfest sieht man die Dorfkinder mit Täschen und Tüchern durchs Dorf ziehen, um sich alter Sitte gemäß von ihren Vätern bunte Ostereier zu erbitten. Die Väter sind auf diesen Besuch vorbereitet und haben schon an den Tagen vorher Hühnereier in allerlei Farben gefärbt. Blaue, grüne, rote, braune, schwarze Eier liegen auf dem Tisch. Geschickte Hände wissen nun aus diesen bunten Eiern oft wahrhafte Kunstwerke zu gestalten. Mit einem spitzen Gegenstande, dem Federmesser oder der Feile, kratzen die einen, oder mit einer in Scheidewasser getauchten Gänse- oder Stahlfeder malen die anderen allerlei Figuren, zierliche Laubgewinde, künst-



Druschken oder Brautjungfern aus der Gegend von Wittichenau.

lerische Strichelungen, Ranken, Herzformen, Blumensträuße, Rehe, Hasen, Eichhörnchen, Habichte ja sogar ganze Darstellungen, z. B. aus dem Jägerleben, mit größter Vorsicht ohne Hilfsmittel auf die bunten Eier. Manche zeichnen die Gebilde mit der Kuppe einer in flüssiges Wachs getauchten Stechnadel auf die ungekochten Eier und kochen dann erst diese in Farbstoffen, wobei sich das Wachs auflöst, so daß die Bilder weiß erscheinen. Um die Eier haltbarer zu machen, werden in die beiden Pole mit einer Nadel kleine Löcher gestoßen, so daß die weichen Teile rasch vertrocknen. Auch dreifarbige Eier mit rötlichen Flecken und Schattierungen gelang es dem Matthes Richter in Spohla durch Anwendung schwächeren oder stärkeren Druckes mit der Feile auf das schwarzgefärbte Ei herzustellen. Diese kleinen Kunstwerke wurden schon vielfach mit Prämien bedacht und für Museumszwecke angekauft. Im Rathause zu Hoyerswerda wurde in der Vorkriegszeit sogar eine Ausstellung solcher künstlerischen Ostereier veranstaltet.

4. Wendische Sagen.

Auch das Wendenvolk hat seine Sagen als Ausfluß der einstigen heidnischen Götterlehre. Ja man muß sagen, daß diese insofern bedeutungsvoll für das Volksleben sind, als der Wende aus ihnen eine Fülle von abergläubischen Vorstellungen schöpft. Die heidnischen Wenden verehrten den Bely Boh als den guten Gott und fürchteten den Tschorny Boh als den bösen Gott. Der erstere Name bedeutet „weißer Gott“, der letztere „schwarzer Gott“. Die beiden bekannten Berge bei Bauzen tragen ihre Namen, gelten als ihre Wohnsitze. — Gab es auch im Kreise Hoyerswerda Opferstätten? Mit ziemlicher Bestimmtheit läßt sich das behaupten von dem zwischen Hohenbocka und Leipzig gelegenen Hügel, dem „Jungferstein“ (173 Meter hoch). Auf diesem Hügel lagen, wie die Ortschronik sagt, einige „große länglich-viereckige“ Steine, die wahrscheinlich den Wenden als Opferaltar dienten, auf denen sie der Göttin „Schiwa“ (Göttin des Lebens?) opferten, was noch besonders dadurch wahrscheinlich ist, daß man bei Aufgraben der Erde Kohlen, verbrannte Knochen, Urnenstücke fand. Die Sage weiß auch, daß es junge Mädchen waren, die man opferte. Die Steine sollen 1842 beim Wiederaufbau des abgebrannten Dorfes Leipzig verwandt worden sein. — Das Dorf Schwarzkollm (Tschorny-Rotmc) liegt zwischen 2 Hügeln, dem Kirchberg und dem Steinberg (154 Meter hoch), die zugleich mit dem Namen des Dorfes unwillkürlich an die beiden Berge bei Bauzen erinnern. Es ist aber nicht zu beweisen, daß sie Opferstätten waren. Ebenso wenig deutet etwas darauf hin, daß der zwischen Schwarzkollm und Zeißholz gelegene „Gerichtsberg“, der höchste Gipfel im Kreise Hoyerswerda, (183 Meter hoch), eine Opferstätte gewesen sei.

Sagen von Unholden und bösen Geistern, aber auch von guten Geistern gehen noch heute im Kreise um. Die Kobolde sind den Menschen freundlich. Als kleine menschliche Gestalten mit langem Bart, rotem Rock und roter Mütze sitzen sie gern in der Hölle hinter dem Djen. Sie helfen bei der Arbeit, füttern und reinigen die Pferde, bringen aber auch Geld in das Haus. Die Drachen sind gefährlicher. Man spricht von Gold-, Getreide-, Milch- und Quarzdrachen. Sie bringen gestohlenes Gut ins Haus. Wer es nimmt, hat einen schweren Tod zu befürchten. Gewöhnlich haben sie die Gestalt einer geflügelten Schlange, eines Huhnes oder einer glühenden Kugel mit blauem oder rotem Schwanz. Sie flogen durch die Esse in das Haus und wollen gefüttert sein. Tut man das nicht, so zünden sie auch wohl das Haus an. Ist man ihnen zu Willen, nimmt der Wohlstand zu. Bei zunehmendem Wohlstand in einem Hause sagen neidische Leute, das ist der Drache. Der Drache heißt auch Plon. Er ist gern Hirse mit Milch. Es ist schwer, ihn wieder los zu werden. Ein Bauer räumte sein Haus und zündete es an, damit der Plon mit verbrenne. Aber siehe da, als der Bauer mit seiner Habe abfuhr, saß der Plon hinten auf dem Wagen und zog mit, kläglich jammernd: ich sitze hier hinten so schlecht.

Ähnlich ist die Sage von der Rhodojka (Hexe). Es ist den Leuten oft unerklärlich, daß gut melkende Kühe plötzlich die Milch verlieren, während in anderen Wirtschaften die Milch in Hülle und Fülle vorhanden ist. Daran ist die Rhodojka schuld. Als solche wird meist eine ganz bestimmte Frau im Orte bezeichnet, die oft allein schon durch einen Blick in den Stall den Kühen, ohne sie zu melken, die Milch aus dem Euter zieht. Man ist ängstlich bemüht, diese ganz bestimmte Frau vom Betreten des Hofes abzuhalten. Drei Kreuze in der Walpurgisnacht an

die Tür gemalt, sollen ein gutes Gegenmittel sein. Diese Sitte ist noch heute sehr verbreitet, wie auch das Verbrennen von Brombeersträuchern zum Schutz gegen die Heze.

Der *Nykus* (Wassermann) ist ein Schreckgespenst, mit dem man Kinder abhält, zu nahe an das Wasser zu gehen. Denn er will jedes Jahr ein Opfer aus der Zahl der Kinder haben. Früher hörte man ihn quieschen, und man warf ein Tier in die Spree, um ihn zu befriedigen.

Den *Bludnik* (Irrlicht) wollen schon viele Leute gesehen haben. Er führt falsche Wege, wälzt die Verirrten im Schmutz und bringt sie nur gegen Bezahlung wieder auf den rechten Weg.

Die *Pshipoldnica* (Mittagsfrau), eine große alte Frau in weißer Kleidung, geht im Sommer mittags bei hellem Sonnenschein über die Felder, in der Hand eine Sichel, und fragt die Frauen und Mädchen, die draußen arbeiten, über allerhand landwirtschaftliche Dinge aus. Wer ihr nicht antworten kann, dem dreht sie das Genick um oder stürzt ihn in schwere Krankheit. Andernfalls geht sie ärgerlich fort. Wenn man rückwärts gehend ein Vaterunser betet, muß sie weichen. Aus Furcht vor der weißen Frau gingen früher Frauen und Mädchen mittags nicht auf das Feld. Der Nachtwächter des Dorfes gab früher ein Hornsignal kurz vor 12 Uhr und rief so die Frauen und Mädchen vor der gefährlichen Mittagsstunde heim.

Nun noch einige zusammenhängende örtliche Sagen:

Der *Biehtod* in Burg. Vor vielen Jahren fuhr ein Mann namens Bartko mit einem Ochsengespann aus der Neustädter Mühle nach Burg. Kurz vor Burg fiel ihm auf, daß die Ochsen so schwer zogen. Zu seinem Schrecken sah er neben sich eine weiße Frau sitzen, die zu ihm sagte: „Ich bin der Biehtod. Heute nachts zwischen 12 und 1 werde ich durch das Dorf gehen und brüllen. Alles Vieh wird dann sterben. Die Menschen werden aber mein Brüllen nicht hören. Wenn du mit einer eisernen Kette in einem Fasse so laut rasselst, daß deine Tiere meine Stimmen nicht hören, dann soll dein Vieh verschont bleiben.“ Und so geschah es. Alles Vieh in Burg lag am nächsten Morgen tot in den Ställen, nur das Vieh des Bartko blieb verschont. Noch heute wird in Burg dieses Tages gedacht. Jedes Jahr am 20. Februar wird nicht gearbeitet, und es werden Rindfleischgerichte gegessen.

Der *Hankabrunnen* in Schwarzfollm. In Schwarzfollm hinter der Kirche befindet sich ein Brunnen. Ein der Untreue bezichtigtes Mädchen, namens Hanka, erklärte: „Bin ich nicht rein, so soll der Brunnen vertrocknen.“ Der Brunnen vertrocknete. Das geschah vor vielen Jahren. Aber noch heute vertrocknet der Brunnen zu einer gewissen Zeit und heißt der Hankabrunnen.

Die Ackerfrauen. (Wurlaw.)

(Aus Schwarzfollm.)

1. In alten Zeiten gab es Ackerfrauen. Die sind aus der Heide vor die Dörfer gekommen und haben mit großem Lärm geackert. Ins Dorf gingen sie mit Mulden voll Spindeln und sahen nach, ob Frauen oder Mädchen nach 10 Uhr abends noch spannen. Trafen sie jemand an, so gaben sie die Spindeln der Spinnerin mit der Aufforderung, sie in einer Stunde vollzuspinnen; war sie nicht fertig, so brachten sie sie um.

2. In alten Zeiten mußte jede Spinnerin um 10 Uhr daheim sein, sonst kamen die Ackerfrauen. Müllers wohnten abseits vom Dorf und

hatten zwei Töchter, die nach Schwarzfollm zum Spinnen gingen. Einmal verspäteten sie sich. Als sie nach 10 Uhr aus dem Dorf gingen, kamen ihnen vom Steinberg her die Ackerfrauen entgegen gefahren. Sie ließen die Mädchen nicht nach Hause, sondern verlangten, die Spindeln in der Mulde vollzuspinnen. Die Mädchen versprachen es und wurden freigelassen, die Spindeln wurden zum Fenster hineingeschoben. Die beiden spannen auf jede Spindel nur einen Faden (eine Lage, die das Holz bedeckte!) und schoben die Spindeln alsbald wieder zum Fenster hinaus. Da sagten die Ackerfrauen: „Der Teufel hat euch den Verstand gegeben.“

Die Wehklage. (Boza 'tosc.)

(Aus Honerswerda, Nardi, Dörghausen, Michalken, Wittichenau.)

Bei unmittelbar bevorstehendem Unglück: Pest, Überschwemmung, Feuersbrunst, Mord, Tod, erscheint die Wehklage zumeist in Gestalt eines schönen Kindes in schneeweißem Hemdchen, mit breit herabwallendem, hellem, langem Haar, aber auch als weißer Vogel oder als blau aufzüngelndes Flämmchen im verlöschenden Feuer. Nur Sonntagskinder sehen sie, andere hören ihr Klagen und Jammern wie das Wimmern eines Kindes. Auf Befragen gibt sie Antwort, doch gibt sie dem Frager über die eigene Person nicht Auskunft; meist erscheint sie abends oder nachts. Vor dem Brande Wittichenaus 1822 hat sie sich auch gezeigt. Sie wohnt in der Nähe des Ofens oder auch darin, weshalb man sich hüten muß, sie durch kochendes Wasser zu verbrühen; verschüttet man doch etwas, so spricht man: „Wehklage, verbrühe mich nicht und meine Kinder, auch niemand anders, im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“

Die Krabatsage oder die wendische Fauffage (gefürzt).

Im Dorfe Gutrich bei Königswartha lebte vor Jahrhunderten ein armer Viehhirt. Sein Stieffohn, der kleine Krabat, mußte frühzeitig vor fremden Türen um Almosen bitten. So kam er auch einmal nach Schwarzfollm. Dort hauste in der Teufelsmühle ein alter Mann, der als Schwarzkünstler verschrien war. Er behielt den Knaben bei sich. Der Müller war in der Tat ein Lehrer der schwarzen Kunst. Er hatte stets 12 Mühlknappen, in Wirklichkeit Studierende des schwarzen Handwerks. Es mußten immer 12 sein. Endete das Lehrjahr, so mußte einer von den 12, der durch das Los bestimmt wurde, sterben. Als Krabat kam, waren gerade nur 11 Schüler vorhanden, und er trat in die Lücke. Bald hatte er auch das ganze unheimliche Wissen seines Meisters sich angeeignet. Das Lehrjahr ging zu Ende und Krabat mußte, was ihm bevorstand. Da nahm er auf einige Tage Urlaub und ging nach Hause. Er erzählte alles. „Mutter,“ sagte er, „nur Ihr könnt mich retten. Kommt nach Schwarzfollm und verlangt von dem Müller, daß er mich herausgebe. Er wird einwilligen mit der Bedingung, daß Ihr mich herausfindet. Wir werden nämlich alle in schwarze Raben verwandelt und sitzen in einer Kammer. Alle andern werden den Hals nach der linken Seite wenden, ich allein werde mich über dem rechten Flügel zupfen. Daran erkennt Ihr mich. Der Müller muß mich Euch geben, denn einer Mutter kann kein Zauberer widerstehen.“ So geschah es auch. Die Mutter kam und bezeichnete ihren

Sohn. Zähneknirschend berührt der Müller den Raben mit einem Stabe, und die Mutter hatte ihren Sohn. Eilig gingen sie davon. Krabat aber nahm das wichtigste Zauberbuch seines Meisters mit und wurde deshalb vom Meister mit bitterer Feindschaft verfolgt.

Zu Hause immer noch Not. „Vater,“ sagte Krabat, „so kann es nicht fortgehen. Ich werde mich in einen hellen Ochsen verwandeln. Führt mich nach Wittichenau zu Markte und verkauft mich, aber an die Kamenzner Viehhändler. Überlaßt aber dem Käufer auf keinen Fall den Kopfstrick! Denn sonst erlange ich meine Gestalt nicht wieder.“ Krabat ging hinaus. Bald hörte der Vater das Brummen eines Stiers. Er trieb ihn nach Wittichenau. Die Händler stritten sich um das schöne Tier und zahlten eine ansehnliche Summe. Der Vater aber nahm den Kopfstrick an sich. Auf dem Wege nach Kamenz machten die Händler in einer Schenke Halt und zogen den Stier in den Stall. Die Stallmagd wurde beauftragt, dem Ochsen Futter zu reichen. Wie erschraf sie, als das Tier mit menschlicher Stimme sagte: „Ein fetter Braten wäre mir lieber.“ Erschrocken eilt die Magd ins Haus und erzählte alles. Die Händler lachten. Einer aber ging, um nachzusehen. Kaum aber öffnete er die Tür, so schwirrte eine Schwalbe aus dem Stalle, deren Gestalt Krabat angenommen hatte. Der Ochse war verschwunden. Krabat kam noch früher als sein Vater in Eutrich an.

Über das Geld ging auch wieder zur Neige. Da sagte Krabat zum Vater: „Diesmal sollt Ihr mich als Pferd zu Markte führen. Verkauft aber nicht die Halfter und den Zaum mit.“ Nun führte der Vater ein prächtiges junges Roß wiederum nach Wittichenau. Das Pferd erregte allgemeine Aufmerksamkeit auf dem Markte. Da tritt ein ältlicher Mann mit weißem Barte heran und kauft das Tier, weigert sich aber, Halfter und Zügel herauszugeben, schwingt sich auf das Roß und sprengt davon. Es war der Müller aus Schwarzkollm, der sich an Krabat rächen wollte. Zunächst ließ er ihn seine Macht fühlen und hegte das Tier durch Wald und Feld, die Peitsche schwingend. An einer Schmiede hielt er an, um vier glühende Eisen auf die Hufe des Tieres schlagen zu lassen. Er bindet das Pferd an und geht in die Schmiede. Aus der Schmiede aber kommt der Bube des Schmiedes und tritt zu dem Pferde. Da lispelt ihm dasselbe ins Ohr: „Zieh mir den Zaum über das linke Ohr herunter.“ Der Junge tuts. Da verschwindet das Pferd, und Krabat erhebt sich als Lerche singend in die Lüfte. Da kommt auch der Zauberer aus der Schmiede zurück. Und nun beginnt ein Kampf auf Tod und Leben. Der Müller fliegt als Stößer der Lerche nach. Krabat stürzt sich als Fisch in einen Brunnen. Ein Mädchen kommt, um Wasser zu schöpfen. Da wird der Fisch zu einem goldenen Ringe und steckt an ihrer Hand. Nun naht der Müller und bittet sie, ihm den Ring zu verkaufen. Sie aber weigert sich. Sie holt eine Schürze voll Gerste, um die Hühner zu füttern. Dabei gleitet der Ring vom Finger, verwandelt sich aber sofort in ein Gerstentorn. Der Müller wird zum Hahn, der die Körner fressen will. Krabat wird zum Fuchs, der blizschnell den Hahn zerfleischt. So ist der Müller tot und Krabat gerettet.

Nach der Rückkehr in seine Heimat hütet Krabat eine Herde Borstenvieh. Da fährt der Landesherr August der Starke im Wagen vorüber. Krabat läßt seine Schweine sich auf die Hinterfüße erheben und kerzengerade vor dem Könige paradien. Der König, aufs höchste erstaunt, nimmt den Burschen mit nach Dresden und steckt ihn in die Küche. Der Koch kann den alles beschnüffelnden Burschen nicht leiden

und ohrfeigt ihn. Da rächt sich Krabat. Als sich die allerhöchsten Herrschaften zum Essen setzen, stehen vor ihnen statt Nudeln lebende Regenwürmer, statt gebratene Hühnchen muntere Frösche. Krabat wurde zur Strafe aus der Küche entfernt und kehrte nach Hause zurück.

Da erschienen eines Tages die sächsischen Werber und schleppten die tauglichen Burschen mit Gewalt zum Heeresdienst. Auch Krabat muß mit und wird Soldat in einem Dresdener Fußregiment. Er muß mit in den Türkenkrieg. Da geschah es, daß der König von den Türken gefangen genommen und in einem Karren scharf bewacht wurde. Vergeblich berieten die Generale, wie sie den König retten könnten. Da trat Krabat vor und sagte, er allein könnte den König retten. Er schwang sich auf ein Pferd und war bald nur noch als ein kleiner Punkt zu sehen. Im Lager der Türken angelangt, blieb er allein unsichtbar. Nur der König erkannte ihn. Krabat sagte zum König: „Haltet Euch an meine Roßschöße und seid unbesorgt.“ Der König tat es und fort ging es durch die Lüfte. Die Türken, welche das Verschwinden der Gefangenen sofort bemerkten, hatten aber auch einen Schwarzkünstler in ihrer Armee. Dieser mußte die Flüchtlinge verfolgen. Als großer schwarzer Vogel folgte er. Krabat zauberte einen finsternen Nebel hinter sich, aber der Vogel wich nicht. Krabat ließ eine hohe Mauer sich aufstürmen, aber der Vogel flog darüber hinweg. Da mußte der König einen goldenen Knopf von seinem Waffenrocke reißen, den lud Krabat in sein Gewehr und schoß ohne zu zielen und sich umzusehen, nach rückwärts. Nun war der Vogel verschwunden. Beim Schrei des Sterbenden zuckte Krabat zusammen und meinte, er hätte seinen besten Freund aus der Mühle in Schwarzkollm erschossen.

Im Lager angekommen, versprach der König dem Krabat fürstliche Belohnung. Zunächst aber bat er Krabat, im Interesse eines glücklichen Krieges die geheimen Pläne der Türken zu erkunden. Krabat vermandelte sich und den König in zwei Fliegen. Beide flogen in das türkische Hauptquartier und behorchten die Pläne des Sultans. Krabat hatte den König gebeten, sich auf keinen silbernen Eßlöffel zu setzen. Während Krabat beständig am Rande der Schüssel des Sultans herumließ, berührte der König versehentlich einen Löffel. Beide wurden jetzt in ihrer menschlichen Gestalt den Türken sichtbar und mußten eiligst fliehen. Einem türkischen Soldaten, welcher ihnen entgegentrat, warf Krabat einen eisernen Radreifen über den Kopf, der sich sogleich zu einer unlösbaren Halskrawatte zusammenzog. So entkamen sie.

Der Krieg war zu Ende. Der König bot dem Krabat große Summen. Der aber schlug sie aus und bat um das Kammergut Großfürchen bei Hoyerswerda. „Diese große Entenpfütze,“ antwortete der König, „mag dein sein für immer.“ Krabat blieb nun lebenslang Ratgeber und Beistand seines Königs. Er durfte jederzeit unangemeldet an der königlichen Tafel speisen. Um elf Uhr vormittags fuhr er mit seinem Geschirr von Großfürchen ab und Punkt 12 Uhr war er in Dresden. Er hatte aber auch seine Reider. Zwölf Würdenträger, die sich zurückgesetzt fühlten, verschworen sich, sich an dem Könige zu rächen und ihn mittels einer Tasse Tee zu vergiften. Krabat daheim erkannte aus seinem Zauberspiegel den Anschlag und die verabredete Zeit. Höchste Eile war not. Er ließ sofort anspannen und fuhr selbst, denn in einer halben Stunde mußte er beim Könige sein. Pfeilgeschwindigkeit ging es hinaus in die Nacht. Vor dem Dorfe verkümmerte das Rassel der Räder; denn Krabat fuhr durch die Luft. Plötzlich ein gewaltiger Ruck. Der Wagen war an einer Ramenzer Kirchturmspitze hängen ge-

blieben. Die eiserne Wetterfahnenstange der Kirche zu Kamenz soll seit jenem Vorfall bis heute etwas verbogen sein. Krabat machte den Wagen los und kam gerade vor dem entscheidenden Augenblick in Dresden an. Schon hielt der König die Tasse mit dem Gifte in der Hand. Da stürzt Krabat herein und bittet den König, nicht zu trinken, sondern zuvor den Mundschent trinken zu lassen. Der Mundschent trinkt und stürzt tot zu Boden. Die Böfewichter werden entlarvt. Der bekannte alte Scharfrichter Bundermann aus Lissahora bei Reschwiß mußte sie hinrichten.

Noch viel wunderfame Thaten erzählt sich das Wendenvolk von Krabat. Er wurde mit seiner Kunst ein Wohltäter des Ortes, besserte den ertragsarmen Boden, beseitigte über Nacht fiebererzeugende Sümpfe und bewässerte verdorrnde Saaten. Schließlich vermachte er seinen Untertanen testamentarisch seinen ganzen Besitz, in vierzig Parzellen geteilt. Nur die Leiche des Gutes des Gutes fielen an die Krone zurück. Auch gingen die begüterten Bauern leer aus.

Kurz vor seinem Tode ließ Krabat sein Zauberbuch in den großen Teich werfen. Der Diener, den er damit beauftragte, tat es nicht, sondern wollte das Buch für sich behalten. Aber Krabat merkte das, und der Diener mußte nun wirklich das Buch beim Ständer in die Flut versenken, die dabei zischte, brodelte und unter Donnergetöse mannhoch emporstieg. Später hat sich an jener Stelle des großen Teiches ein Ungetüm bemerken lassen, das selbst im Winter unter furchtbarem Rumor die Eisdecke hob.

Krabats letztes Krankenlager wurde im Gasthose von Großsärchen aufgeschlagen. Die Wirtsleute pflegten ihn sorgsamst. Der Sterbende sagte zu den Umstehenden, sie sollten wohl acht geben auf sein jenseitiges Schicksal. Wenn sich sein Geist vom Körper löse und es würde ein schwarzer Rabe auf dem Schornstein des Sterbehauses sitzen, so sei er ewig verloren. Ließe sich aber oben ein weißer Schwan sehen, so habe er ein seliges Ende gefunden. Alle Gutsuntertanen waren in der Sterbestunde vor dem Hause versammelt. Krabat starb. Die im Sterbezimmer Weilenden stimmten den wendischen Trauer- gesang an. Auf dem Dachfirste aber erglänzte das weiße Gefieder eines Schwanes.

Wendisches Volkslied.

K ó č k a d r ě m a.

Kóčka drěma, kocor brěmjo wježe:
 Pój, moja micka, pój do cuzcho kraja,
 Hdźcz so ludžo derje maja, džěłai njetrjcbaja.
 W cuzym krajn jejn koza lizny.
 Lěnjcho pasetej, hłód so z nimaj bědži.
 Au mjau, ničo njeje k jědzi! Zlě: štož rady slědži.

Frei übersetzt: Kästchen schlummert, Kater schnürt sein Bündel:
 Komm, mein Miezchen, komm in fremdes Land,
 Schön ist's dort und Arbeit nicht bekannt

O wie sind im fremden Lande sie betrogen!
 Träge sein bringt Hungerpein.

Au miau, nichts zu essen! Schlimm, wer gerne geht drauf ein!